

## Paul

Ein Bericht mit Kommentar (in Auszügen)\*

Von Franz Greiner

EINE KATHOLISCHE JUGEND<sup>1</sup>

Trotzdem sah man sich vor unliebsamen Überraschungen vor. Was Paul, wenn er während der Ferien zu Hause gewesen war, immer wieder auffiel, war die Veränderung im Straßenbild. Solange er in Leipzig gelebt hatte, spielte sich das Leben der Kinder und jungen Leute an schönen Tagen nachmittags weitgehend auf der Straße ab. Kinder spielten miteinander, die kleineren Ball, Reifen, Himmel und Hölle, Stando, Meister — wir wollen Arbeit haben, die größeren Fußball, Faustball, Schlagball. Das alles gab es nicht mehr. Die Order der Eltern an die Kinder lautete: Traut niemandem. Auch dem besten Freund nicht. Ihr wißt nicht, zu welcher Dummheit (gemeint war Unvorsichtigkeit) er fähig ist. Sie bringt ihn dann in die Mangel, und ihr und wir sind mit dran. Jedes Spielen, Singen, Sich-Vergnügen war schon lange vor dem Krieg auf den alten Spielstraßen der Stadt, also in den ausgesprochenen Wohnbezirken, erstorben. Das war die Vorsicht in der Diktatur.

Sie blieb auch nach dem 1. September 1939 für die Mehrzahl der Bevölkerung bestimmend. Aber die Qualität dieser Vorsicht änderte sich. Paul kannte damals wohl niemanden, weder in Leipzig noch in Vaalen, schon gar nicht in Hadern, der ihm erklärt hätte, mit diesem Datum läute sich das System die Totenglocke ein. Auch Dr. Rolf hätte das so eindeutig nicht sagen können. Aber daß der 1. 9. der Tag sein würde, von welchem aus alles auf eine Entscheidung hinauslief, die auch das sog. Dritte Reich miteinbezog, ahnte damals mehr als einer. (Welch ungeheure Opfer in den kommenden fünfzehn Jahren freilich damit verbunden sein würden, welche Veränderung der Welt, das konnte sich damals niemand vorstellen.)

An dem Schicksalsdatum war nicht mehr zu rütteln. Die Spannung über der Stadt, den Arbeitsplätzen blieb bestehen, steigerte sich nach dem 2. und 3. September, als Franzosen und Engländer in den Krieg eintraten und für jeden einigermaßen Erfahrenen klar war: Jetzt kommt etwas, dem du dich nicht entziehen kannst. Das dich hineinreißt, das dich vernichtet, wenn du zu den Jungen gehörst. Darum wollen wir den Krieg nicht. Aber: Krieg bedeutete auch, daß das System sich aussetzt, es muß ja nicht, wie es glaubt, siegreich bleiben. Das war die Spannung, der Spannungsgrund in dieser niemals braunen Stadt — während der sieben Wochen jedenfalls —, als Paul als Postfacharbeiter hier arbeitete. Man hörte sich die Sondermeldungen des Oberkommandos der Wehrmacht schweigend an, verfolgte den Vormarsch der Truppen in Polen, wußte freilich, daß nach der Niederwerfung Polens der Krieg nicht zu Ende sein würde.

---

\* Mit Rücksicht auf den Datenschutz wurden Eigennamen in den Territorien westlich und östlich der deutsch-deutschen Grenze zum Teil geändert.

<sup>1</sup> Erster Teil in dieser Zeitschrift 2/85, S. 162 ff.

Dann kam der Tag, an dem Paul in der Oper war. Es war ein regnerischer Sonntag, obwohl erst Ende September Novemberstimmung. Die Vorstellung begann um sechzehn Uhr — nicht nur wegen der Verdunkelung, Fliegergefahr und eingeschränktem Spätverkehr der Bahnen. Nein, man spielte an diesem Sonntag Wagners Meistersinger. Die dauerten, wenn sie sechzehn Uhr begannen, bis kurz vor 21.00 Uhr. Das Haus war ausverkauft, ein festlich gekleidetes Publikum, wenig Feldgrau, keine braunen Uniformen. Das Licht erlosch, das Orchester begann mit dem Vorspiel, spielte es bis zum Ende, der Vorhang hob sich nicht, kein Choral aus der Katharinenkirche. Im Gegenteil: die Musik brach ab. Ein Personenscheinwerfer suchte die Mitte des Vorhangs, der teilte sich, ein Mann im schwarzen Anzug erschien, unscheinbar wie der Pförtner vom Bühneneingang (vielleicht war er es) und sagte leise in die Totenstille, für alle vernehmbar: »Ich habe Ihnen mitzuteilen, daß Warschau kapituliert hat.« Nicht mehr, nicht weniger. Sekundenstille, dann Klatschen, das anscholl zu einem nicht endenden Beifall. — Was wurde beklatscht von diesem Publikum? Wenn es an diesem Nachmittag eines nicht beklatschte, dann war es Hitlers Kriegspolitik. Wenn es etwas beklatschte, dann das Ende des Polenfeldzuges, die Caesur im Kriegsgeschehen, Leistung der Wehrmachtsführung — mit welchen Leiden und Lasten dies für die Betroffenen verbunden sein würde, konnte man nicht wissen. Es war ein Beifall nicht für den Krieg, nicht für den »Sieg«, die Niederwerfung des Gegners, sondern für die Atempause, die mit dieser Kapitulation verbunden war. So schien es Paul an diesem Nachmittag, so ging es ihm durch den Kopf, als die Musik längst wieder eingesetzt hatte, ging auch lange danach so ihm durch den Kopf. Nur: Ganz sicher war er sich nicht mit seiner Interpretation des Beifalles in der Leipziger Oper am 27. September 1939 — dem Tage, an dem Warschau fiel.

#### FÜR MARIANNE

Wie ich Ihnen schon mehrmals gesagt habe, war das Jahr 1933/34 Wendemarke, »meta« im Leben der Deutschen und im Leben Pauls. Sie meinten, was Paul betrifft, selbstverständlich: weil für alle Wendemarke, so auch für jeden einzelnen. Aber ganz so logisch verläuft das Leben nicht. 1933/34 veränderte sich für die meisten Deutschen weniger der Alltag als die Einstellung zum Alltag, zur Umgebung, zum Nächsten — Schatten der Diktatur. Für Paul war es gleichermaßen Wendemarke — wie sein Alltag in Vaalen beweist: Sie bestand darin, daß er vom allgemeinen Geschick der Deutschen ausgeschlossen blieb. Und ganz ähnlich abgesetzt vom Alltag der Masse der Deutschen verläuft Pauls Leben nach 1939.

Doch zunächst zur Frage: Was bedeuten die fünf Jahre Vaalen für Paul? — Die Antwort wird sich — so hoffe ich — leichter und realistischer beantworten lassen, wenn Sie sich — zunächst jedenfalls — nicht nur Pauls Lage in Vaalen vor Augen halten, sondern auch die seiner Erzieher. Was fängt man mit einem Großstadtjungen an, der gegenüber seinen neuen Schulkameraden einen Vorsprung von sage und schreibe vier Schuljahren hat? Man könnte ihn in einem Schnellkursverfahren — in welchem nur Latein und Griechisch gebüffelt wird, das sind die beiden Sprachen, die Paul in Leipzig nicht gelernt hatte — der Klasse zuführen, die seinem Leistungsstand entspricht. Aber für ein solches Verfahren entschieden sich die Vaalener Präfekten praktisch nie, denn die fünf Jahre verkürzter Gymnasialzeit in dieser Schule schienen

ihnen als Zeitraum zur Prüfung und Erprobung der jungen Leute für die Mitgliedschaft in der Missionsgesellschaft unerlässlich. Also blieb ihnen keine andere Möglichkeit, als den fortgeschrittenen Zögling Paul mit zusätzlichen Aufgaben zu betrauen, um ihn möglichst voll auszulasten. Paul, er hat es mir berichtet, hat sich während der fünf Jahre in Vaalen betätigt als Friseur oder eindeutig ausgedrückt: als Haarabschneider seiner Klasse. Mit mäßigem Erfolg. Dann hat man ihm das Lernen des Harmoniumspiels angesonnen — was zu einem kleinen Eklat führte, weil Paul darauf bestand, täglich zwei Stunden zu üben; das aber war gegen die Hausordnung (wöchentlich zweimal zwei Stunden war die Norm). Er hat dann die Verwaltung der Blechblasinstrumente übernommen und innerhalb von zwei Jahren vom Tenorhorn bis zur Kaisertuba alle diese Instrumente spielen gelernt. Er war drei Jahre lang Hausfotograf, Verwalter der Diskothek, der Schüler- und Unterrichtsbibliothek, Mitglied des Blesorchesters, des Streichorchesters und der Choralschola. Er mußte ja beschäftigt werden. Die Überlegung der Patres Präfekten ging dabei von dem Faktum des von Paul mitgebrachten Leistungsstandards aus: Er war seinen Kameraden an Schulkenntnissen voraus, brauchte für den Unterricht nichts zu tun und sollte und durfte sich nicht langweilen und auf dumme Gedanken kommen. Doch die Herren sahen nicht voraus und konnten nicht voraussehen, daß die Tätigkeiten, die sie Paul übertrugen, den Leistungsabstand zwischen ihm und seinen Kameraden noch vergrößerten. Denn Paul brachte ja nicht nur einen bestimmten Wissensfundus mit, sondern auch eine bestimmte Interessenlage, zumindest was Literatur und Musik betraf. Auf dieser Lage bildete er sich weiter anhand der ihm fast unbegrenzt zur Verfügung gestellten und kaum kontrollierten Mittel und Möglichkeiten. Das gilt besonders für Bibliothek und Diskothek. Er las in den Jahren so ungefähr alles, was die Unterrichtsbibliothek enthielt, und er berauschte sich — zumindest eine Zeitlang — an Wagnerischer Musik — völlig solistisch. Wenn man ferner bedenkt, daß ihm kein Gymnasium in Leipzig während dieser Zeit jemals eine so intensive Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache hätte vermitteln können, daß er über jedes Problem, das ihn beschäftigte — er befaßte sich damals mit Musikgeschichte und fernöstlichen Religionen —, mit seinem Beichtvater ausführlich sprechen konnte, so besteht kein Zweifel daran, daß er in diesen Jahren nirgendwo in Deutschland eine bessere Schulbildung hätte erhalten können als in Vaalen, in einer Institution, die seine Begabungen freisetzte, nicht zuletzt dadurch, daß sie ihn wie auch die anderen Schüler in zweifacher Hinsicht abschirmte: gegen die Außenwelt im üblichen Sinne (wie jedes Internat zu allen Zeiten) und gegen die feindliche Nazi-Außenwelt und ihre Zugriffe. Das ist das erste positive Fazit des fünfjährigen Aufenthaltes Pauls in Vaalen.

Nochmals dieselbe Frage: Was bedeuten nun aus der Sicht Pauls die fünf Jahre Vaalen in seinem Leben? Er hat es mir einmal so formuliert: die Erschließung einer neuen Welt, ihm zunächst fremd, dann vertraut, dann wieder fremder. Keine Metamorphose, eher Transitus, Durchgang. Ich erzählte Ihnen ja schon, daß seine religiöse Bildung und Bindung von der Diasporasituation seiner Heimatkirche geprägt war. Mit dem Wechsel nach Vaalen kam er in katholische Luft, in eine potenziert katholische Atmosphäre. Die war ihm zunächst fremd. Aber er hatte auch in Vaalen das Glück, Führer zu finden, die ihm den Sinn der permanenten klösterlichen Übungen des Betens und Betrachtens, der Regel und ihrer Bestimmungen für den Umgang mit Mitschülern und Lehrern erschlossen. Großzügig, weitherzig erschlossen. Paul hat

sich mit den täglichen Auflagen der religiösen Ordnung nicht schwergetan. Es gab ja auch außer dem Beten so vieles, das Zeit und Sinne ausfüllte. Er hat hier in einer Gemeinschaft gelebt, die weder opportunistisch, noch karrieristisch und schon gar nicht funktionalistisch orientiert war. Die jungen Leute, die sich hier eingefunden hatten, wollten letztlich mit ihrem Beruf Gott und der Kirche dienen. Diesem Ziel dienten alle Unternehmungen und Tätigkeiten des klösterlichen Lebens. Daß das Ziel von den meisten nicht erreicht wurde, lag an den Zeitumständen. Ich denke hier nicht nur an die Nazis und ihre Agitation gegen den Geist dieses Hauses, sondern daran, daß die Lebensläufe vieler dieser jungen Menschen in den Krieg hineinführten, in die Fronten des Krieges, wo sie jäh abbrachen.

Bei Paul, das wissen Sie, ist es anders gewesen. Er kam nach fast sechs Jahren Fronteinsatz wieder zurück und dachte nicht mehr daran, das Leben im Kloster wieder aufzunehmen. Was war geschehen? War es nur die Zeit, die diese Veränderung bei ihm bewirkt hatte? Paul, ich habe ihm das immer geglaubt, war, solange er in Vaalen Schüler war, fest entschlossen, in dieser Missionsgesellschaft Priester und Missionar zu werden. Er hat jährlich seinen Revers, in denen er seine Absicht seinen Oberen aktenkundig zu machen hatte, guten Gewissens und voller Überzeugung unterzeichnet. Er ist auch nicht nachdenklich geworden, als ihm der Pater Präfekt — kurz vor der Übersiedlung der Klasse Ostern 1939 nach Hadern — eröffnete, daß das Ergebnis der Beurteilung seiner Person durch seine Mitschüler nicht sonderlich positiv ausgefallen sei. Hier muß ich Ihnen kurz erklären, was es mit dieser Beurteilung der Schüler durch Mitschüler, das waren die Klassenkameraden, seinerzeit auf sich hatte. Soweit mir bekannt ist, hatte der Obere der Gesellschaft dieses Votierungsverfahren 1927 in die Gesellschaft eingeführt. Die Fragen, die jeder Schüler der Abschlußklasse, seine Mitschüler betreffend, zu beantworten hatte, waren so ausgewählt, daß die Oberen in der Regel sich durchaus ein Urteil darüber bilden konnten, ob der Schüler — verkürzt gesagt — später in die Ordensgemeinschaft passe oder nicht. Dieses Examen erbrachte im Falle Pauls ein seltsames Ergebnis. Fast alle seine Mitschüler — damals sechzehn junge Männer — hatten an seiner Kollegialität, Regeltreue, Frömmigkeit usw. kaum etwas auszusetzen. Wenn ein negativer Zug mehrmals genannt wurde, dann Pauls Trägheit oder genauer: Scheu vor anstrengender körperlicher Arbeit. Hingegen vermerkten sie alle abschließend (von einer Ausnahme abgesehen), daß Paul trotz weit überdurchschnittlicher Begabung, vielfältiger Interessen und hoher Berufsauffassung (im Sinne der Gesellschaft) nicht in die Gemeinschaft passe. Sie könnten sich ihn weder als Novizen noch als Priester der Gesellschaft vorstellen. Er sei ihnen fremd, obgleich sie mit ihm fünf Jahre lang zusammengelebt hätten und obgleich es mit ihm kaum je Streit oder Spannungen gegeben hätte, was sonst zwischen einzelnen Schülern der Klasse immer wieder vorgekommen sei. Er, Paul, sei von ihnen zu weit entfernt.

So in etwa die Zusammenfassung der Urteile über Paul durch den Pater Präfekt. Er soll, wie mir Paul berichtet hat, hinzugefügt haben: »Mit diesem Votum kommst du in der Gesellschaft nicht durch. Wenn es nach Abschluß des Noviziats genauso negativ ausfällt, mußt du die Gesellschaft verlassen.« Ich sagte Ihnen schon, Paul hat seinerzeit das Ergebnis nicht nachdenklich gemacht. Er sagte dem Präfekt: »Ich gehe ins Noviziat und stelle mich selbstverständlich am Ende der Erprobungszeit erneut dem Urteil der Kameraden.« Paul war über das Votum eigentlich nur erstaunt. Er hatte die ganzen Jahre über nicht bemerkt, daß er für die Kameraden ein Fremder

gewesen war. Gewiß hielt er sich auf Grund seiner zahlreichen Aufgaben, die ihm die Präfekten übertragen hatten, weit seltener in den Klassen und Wohnräumen auf als die meisten Mitschüler. Aber er hatte nie festgestellt, daß sie ihm deshalb oder aus anderen Gründen mit Reserve begegneten. Sein Beichtvater, erfahren wie er war, hatte ihn, Paul, freilich schon sehr früh einen Parhelikia, einen Frühreifen, genannt, ohne ihm diese Kennzeichnung näher zu erläutern. Er hatte damals, als der Pater diese Chiffre beiläufig nannte, gedacht, er, als Leipziger Pennäler, wisse vielleicht ein bißchen mehr als die anderen, was ja auch stimmte. Aber reif oder frühreif fühlte er sich, verglichen mit seinen Kameraden, die zum Teil zwanzig Jahre und älter waren, wirklich nicht. Das Gespräch mit dem Beichtvater über die negative Beurteilung durch die Klassenkameraden ergab, daß der Pater das Klassenvotum über Paul nicht so wichtig nahm wie der Pater Präfekt.

Aber sein Beichtvater präziserte hier zum erstenmal das Parhelikia, das heißt, was er unter Pauls Frühreife verstand. Dem Sinne nach: Pauls Andersartigkeit, er sagte nicht Überlegenheit, habe, bezogen auf die anderen Schüler, und zwar nicht nur auf die von Pauls Klasse, sondern — er gehe so weit zu sagen — auf die Gesellschaft insgesamt (ihre derzeitige geistige Verfassung), zwei Ursachen: Er komme aus einer Großstadt, einer Fast-Dreiviertel-Millionen-Stadt, einer roten-sozialistischen Welt, die ihn, Paul, auch wenn er natürlich kein Roter sei, doch geprägt habe. »Du bist politisch, das sind die anderen nicht.« Wenn sie gegen Hitler und die NS seien, dann auf Grund ihres Glaubensverständnisses, ihrer Treue zur Kirche, zu den Bischöfen. Das gelte auch für ihn, Paul, aber bei ihm komme die Erfahrung des politischen Kampfes der Straße, seines Umgangs mit Nichtkatholiken, mit Roten hinzu. Das seien Welten, die hier schlechterdings fremd seien. Wer aus ihnen zu uns komme, stehe in der Gefahr, uns fremd zu bleiben. Und ähnlich — so fuhr sein Beichtvater fort — verhalte es sich mit der Kirche. Paul sei geprägt vom Zuschnitt einer hochgradigen Diasporakirche. Ein solcher Glaube sei hier nicht fremd, denn natürlich sei er im besten Sinne katholisch. Und doch sei er nicht einfach deckungsgleich mit den in diesem Hause gelebten Glaubensformen, die sich — gewollt oder nicht — alle speisten aus dem reichen Schatz des in diesen Landstrichen heimischen Traditionskatholizismus. »Du stammst nicht von hier, Paul.« Und nun entwickelte, besser: deutete sein Beichtvater an, daß das Parhelikia, dieses Wort »Frühreife«, das er Paul schon vor Jahren angehängt hatte, von ihm gar nicht im gängigen Wortsinn, bezogen auf Paul, verstanden werde, sondern daß Paul für ihn der Exponent eines Typus: einer Existenz sei, auf die hin sich seine Kameraden, ja die Gesellschaft als ganze bewegen müsse, wenn sie, unabhängig von den Nazis und was danach komme, eine Zukunft haben wolle. »Du bist Vorwegnahme des Nötig-Notwendigen für die Gesellschaft, Paul. Dessen bin ich sicher. Aber das können verständlicherweise die Kameraden noch nicht begreifen.« War das ein Lob? Ein Tadel? Paul später: eine Feststellung, mit der er würde leben müssen in der Gesellschaft, vorausgesetzt, daß sie ihn nicht ausstieß. Er neigte dazu, daß es keine negative Feststellung gewesen sei, die sein Beichtvater da getroffen habe. Und so beschwerte ihn das Votum seiner Klassenkameraden nicht. Was nicht ausschließt, daß es unterschwellig wirkte.

Trotz des wenig erfreulichen Abschlusses für Paul waren für ihn — auch aus seiner Sicht — die Vaalener Jahre eine reiche Zeit, nicht weniger reich als die Leipziger Jahre, und vor allem eine gesicherte Zeit — unabsehbar, was aus ihm in Leipzig

zwischen 1934 und 1939 geworden wäre. Er hat es sich nie als persönliches Verdienst angerechnet, daß er zu keinem Zeitpunkt des Dritten Reiches etwas mit der Partei zu tun gehabt hat und in keiner ihrer Formationen Mitglied gewesen ist. Vor allem: daß er nie ein Blatt vor den Mund hat nehmen müssen, wenn es um die Nazis und ihre Politik ging, in Vaalen nicht, in Hadern nicht und auch an der Front nicht, seinen drei Fronten.

### *Krieg: Erste Front*

Der erste Feldzug, an dem Paul teilnahm, war der Frankreichfeldzug. Bis zum 10. Mai 1940, an dem deutsche Truppen die westlichen Anlieger des Reiches überfielen, hatte Paul seine Ausbildung in zwei Etappen erhalten: die Grundausbildung in Ostrowo (Polen) und die Frontausbildung in Merzig-Brotdorf (Saar). Die Ausbildung war mehr als eine theoretische und praktische Unterweisung im Kriegshandwerk. Sie war in Pauls Fall zugleich Übergang von einer Sonderexistenz (Klosterschule) in eine andere Sonderexistenz (Wehr- und Felddienst). Das gemeinsame beider Existenzformen bestand darin, daß es sich um Lebensformen handelte, in welchen Ideologie und Absichten der Partei für die in diesen Formationen Lebenden kaum zählten. Dazu kam, daß beide reine Männergesellschaften waren.

Paul fuhr zivilgekleidet am 17. Dezember 1939 von Wiesbaden aus über Kassel, Halle, Görlitz, Liegnitz, Trebnitz, Krotoszyn nach Ostrowo. Die Fahrt dauerte fünfzig Stunden. Ostrowo, damals ein Städtchen mit ca. 20 000 Einwohnern, in seiner Architektur unverkennbar von preußischer Tradition geprägt, war im Polenfeldzug des Herbstes unzerstört geblieben. Hier wurden in weitläufigen Kasernen – ebenfalls preußischer Bauart – Rekrutenreservisten für das Heer ausgebildet. Paul wurde Artillerist und erhielt den Rang eines Kanoniers. Die Ersatzeinheit – 120 frisch von der Schule heruntergeholte junge Leute füllten die Batterie auf 260 Jungsoldaten auf – bildete für bespannte Artillerie aus. Daher waren Reitunterricht und Pferdepflege als Ausbildungsgegenstände unerlässlich. Wegen der Schneemassen, die Ostrowo im ersten Kriegswinter umgaben, war an ein Ausreiten mit Anfängern nicht zu denken. Der Unterricht beschränkte sich auf die Reitbahn in der Halle. Neben der Reitausbildung als zweiter Grundausbildung – die erste bestand in dem für alle Waffengattungen gleichermaßen unerlässlichen Exerzieren, Waffen-, Kleider-, Spindappellen, »Schleifen« genannt, gab es eine spezialisierte Ausbildung für Kanoniere, Fahrer vom Sattel und Bock, Funker, Fernmelder (Nachrichtenkanonier), Rechner und Vermesser. Paul wurde als Nachrichtensoldat ausgebildet und erhielt Einblicke in die ballistische Wissenschaft durch einen bescheidenen theoretischen Unterricht in Rechnen und Vermessen.

Der Tagesablauf in der Kaserne unterschied sich, was Anfang und Ende des Tagwerkes betraf, von dem der Vaalener Klosterschule praktisch in nichts. Das galt auch für den Ausgang der Rekruten: es gab keinen während der gesamten Ausbildungszeit. Im Gegensatz zu Vaalen bekamen hier die Jungsoldaten Frauen zu Gesicht, freilich nur beim sonntäglichen Gang in die katholische Kirche des Städtchens. An ihm nahmen alle Soldaten, auch die Nichtkatholiken, teil, weil sie, wären sie in der Kaserne geblieben, hätten Waffen putzen müssen.

In einem Punkt war Vaalen komfortabler als die Kasernen von Ostrowo. Das waren die Waschgelegenheiten. In Vaalen bestanden sie aus emaillierten Waschschränken,

die jeder Schüler morgens und abends der Enge wegen eher spärlich nutzte. Ostrowos Kasernen verfügten über ganz ähnliche Einrichtungen für die jungen Soldaten. Die Räume, die sie enthielten, blieben aber den ganzen Winter über geschlossen. Also hatte man für 260 Jungmänner nur vier Wasserpumpen in der Mitte des Hofes. Die Ordnung wollte es, daß aus den vier Treppenhäusern, die zum Hof führten, je eine Reihe »brustfreier« Soldaten sich auf die nächste Pumpe zubewegte, um die sich dicke Eiswülste gebildet hatten. Dieser Wulst sorgte nun, da er fast jeden Soldaten, der sich der Pumpe näherte, zum Schliddern oder gar Hinstürzen brachte, für die nötige Unterhaltung der zu diesem Morgenritual verurteilten Soldaten. Damit sich die Leute in der Morgenfrische nicht verkühlten, sorgte der anwesende Hauptwachtmeister, damals wie heute »Spieß« genannt, für Bewegung. Pfiff er, hieß das für alle »Hinlegen«, gleich wo der einzelne stand. Soweit sich Paul erinnert, ist gegen diese Morgentoilette nur einmal ein leiser Protest dem Hauptwachtmeister vorgetragen worden. Er kam von einem Philologiestudenten, der den rechten Arm, weil gebrochen, eingegipst in der Schlinge tragen mußte. Er war der Ansicht, er könne auf Pfiff nicht in Deckung gehen. Der Hauptwachtmeister war dagegen der Meinung, dem eingegipsten Arm könne, wenn er in volle Deckung gehe, viel weniger passieren als allen anderen nichteingegipsten Armen. Bemerkenswert bleibt auf alle Fälle, daß Pauls Stubenkameraden die morgendliche Waschveranstaltung – bei Temperaturen unter Null – nicht als Schikane empfanden. Denn dieser Spieß hatte sich verpflichtet, bei nächster Gelegenheit vor ihren Augen in voller Marschaurüstung bei jedem Wetter durch die Oder zu schwimmen. Die Unteroffiziere, von den Mannschaften befragt, ob das Aufschneiderei sei, sagten, der Spieß sei seit dem Herbst schon viermal durch die Oder »gegangen«.

Leistungsstraining, von den Jungsoldaten nicht als »Schleiferei« empfunden, war das entscheidende Kennzeichen der Ausbildung in dieser Ostrowoer Kaserne. Paul, seit seiner Leipziger Zeit immer Sportler, fand auch hier Möglichkeiten, sich auszuzeichnen. So bei dem beliebten Wettbewerb, nach der Uhr einen Kilometer Kabel auszulegen von der Rolle auf dem Rücken (vierzig Pfund) über ein Schneefeld (Schneehöhe 50 bis 60 Zentimeter). Derartige und ähnliche Konkurrenzen beschäftigten die Rekruten abends auf den Stuben. Man tauschte Erfahrungen aus und erwog, was man verbessern könnte. Kurzum: Wie in Vaalen so auch hier in Ostrowo eine unpolitische Gesellschaft. Paul hat damals gewiß nicht vorsätzlich nach einem überzeugten militanten Nazi unter den neuen Kameraden, Unteroffizieren und Offizieren gesucht. Aber daß ihm keiner als solcher auffiel, zeigt ja, daß es derartige Typen in dieser Truppe nicht gab. Der theoretische Unterricht, der den Mannschaften geboten wurde, betraf Gerät, Waffen, Munition. Staatsbürgerliche oder politische Informationen gab es nicht; es gab auch kein Radio und Zeitungen für die Truppe. Die neuen Kameraden schienen fast so unpolitisch wie die Unpolitischen im Vaalener Kloster und die Sportfreunde in Leipzig. Paul, der sich mit einem calvinischen Pfarrer aus Frankfurt angefreundet hatte und diesen fragte, erhielt die Antwort: Verdrängung ist das nicht, hier brauchen sie nicht politisches Interesse zu mimen. Die Wehrmacht hat schon ihre Vorzüge. Natürlich: Vorsicht ist immer geboten. Für Paul war klar: wenn das Urteil nur halbwegs stimmte, konnten seine neuen Kameraden alle keine echten Nazis sein.

Paul bezeichnete sich gegenüber Vorgesetzten und Kameraden in Ostrowo als

Abiturient, obgleich er nur den Reifevermerk des Ministers erhalten hatte. Gefragt, was er studieren wolle, antwortete er, Theologie. Auf die Frage, an welcher Universität, das wisse er noch nicht. Weihnachten und die Tage danach wartete er auf Post aus dem Vaalener Missionshaus. Es kam keine. Er schrieb seinem Beichtvater, warum man in Vaalen so schweigsam sei. Der schrieb zurück, das wisse er auch nicht. Im übrigen solle er, Paul, sich ruhig an einer Universität fernimmatrikulieren lassen, gleichgültig in welchem Fach. Paul erzählte das seinem neuen Frankfurter Freund. Der meinte: Vernünftig, du kriegst dann vielleicht Studienurlaub. Mit Sicherheit, wenn du dich in eine medizinische Fakultät einschreiben läßt, vielleicht auch sonst. Nur im Falle, daß du dich für Theologie entscheidest, kommst du hier nicht raus. (Paul immatrikulierte sich an der Juristischen Fakultät der Universität Heidelberg bei Prof. Forsthoff. Er hat später, wenn das Gespräch darauf kam, nur den Kopf darüber geschüttelt.)

Paul ist die Zeit in Ostrowo gut bekommen. Nach den Schreibpultjahren in Vaalen und Hadern hatte er hier die Möglichkeit, sich körperlich wieder in Form zu bringen. Von Land und Leuten hat er in Ostrowo nichts gesehen. Von den vielen neuen Kameraden blieb ihm einer erhalten: der calvinische Pfarrer aus Frankfurt. Er hat Paul fast zehn Jahre lang begleitet.

Am 16. Februar 1940 fuhr Paul mit zwölf Kameraden von Ostrowo über Liegnitz, Dresden, Leipzig, Frankfurt, Kaiserslautern, St. Wendel nach Merzig-Brotdorf, dem Standort seiner neuen Einheit. Brotdorf, vier Kilometer nordöstlich (oberhalb) von Merzig an der Saar gelegen, war seit Anfang des Krieges von der Zivilbevölkerung geräumt und beherbergte die Stabsbatterie des Artillerie-Regiments Meierhoff. Im Gegensatz zum Zentrum der Kreisstadt Merzig, das bedeutende historische Bauwerke aufweist (wie die ehemalige Prämonstratenser-Stiftskirche aus dem 13./15. Jahrhundert und das Rathaus aus dem 17. Jahrhundert), war Brotdorf wirklich ein Dorf, wenn auch modernisiert, mit zahlreichen kleineren Höfen, wo eine bespannte Truppe ihre mehr als 80 Pferde leicht unterbringen konnte. Paul allein blieb als AVT-Mann (Artilleristischer Vermessungstrupp) beim Stab. Die zwölf Kameraden wurden auf die drei Batterien der Abteilung, die im Umfeld benachbarter Dörfer in Stellung lagen, verteilt.

Zum Zeitpunkt der Ankunft Pauls in Brotdorf bildete die Front, von wenigen Einbuchtungen abgesehen, die damalige deutsch-französische Grenze, im Norden beginnend bei Sierck/Perl, über Waldwisse auf Biringen zu. Das Waldgebiet zwischen Grenze/Front und Saarfluß war von Truppen so dünn besetzt, daß an Kampfhandlungen deutscherseits nicht zu denken war. Die dritte Abteilung, mit zwölf 7,5 cm-Haubitzen ausgerüstet, hat zwischen 15. Februar und 5. Mai, dem letzten Tag der Brotdorfer Zeit, nicht einen einzigen Schuß abgefeuert.

Die Stabseinheit einer Abteilung bespannter Artillerie bestand damals aus 90 Personen: dem eigentlichen Stab: Kommandeur, Adjutant, Ordonnanz, Zahlmeister, Arzt, Veterinär, AVT-Chef samt ihren Burschen, und der Stabsbatterie, wenn man will, dem Troß des Kommandeurs und seiner Begleitung: Funker, Fernsprecher, Vermesser, Feuerwerker (Munitionsstaffeln), Zahlmeisterei, Schneider, Schuster, Verpflegungstroß I und II (heute nennt man das Logistik). Die Mehrzahl dieser Versorgungselemente dienten der gesamten Abteilung, also ca. 400 Menschen, 400 Pferden samt Geschützen und Wagenpark. Die Besonderheit einer bespannten

Artillerieeinheit, insbesondere einer Stabseinheit, war also darin zu sehen, daß sie hochgradige Techniker-Spezialisten (Funkler, Fernsprecher, Vermesser, Feuerwerker) mit Nichttechnikern vereinte, denn alle »Spezialisten« waren beritten oder wurden gefahren (nur für den Kommandeur stand [später] ein VW-Schwimmwagen zur Verfügung). Alle waren daher auf Pferdepfleger, Berittene von der Stange und Kutscher vom Bock angewiesen. Bespannte Artillerieeinheiten (sie gibt es seit Ende des Zweiten Weltkrieges nicht mehr) lebten von der Zusammenarbeit zweier Klassen oder Schichten, die nach Ausbildungsstand und Mentalität meist meilenweit voneinander entfernt waren.

Die Mannschaft, die hier in Merzig-Brotdorf die Pferde pflegte und »bewegte« (jeden Morgen mindestens 20 Minuten), stammte aus mehreren Dörfern des Hochhunsrücks. Es waren Bauern und Fuhrleute (heute sagt man wohl Selbständige und Unselbständige der Landwirtschaft), viele von ihnen weit älter, als Soldaten üblicherweise alt sind: 40 Jahre und mehr. (Fast alle – bis auf drei – wurden in dem Frühjahr nach und nach entlassen und durch junge Fahrer aus der Pfalz und von der Mosel ersetzt.) Diese Bauern bildeten eine derart homogene Gruppe, daß jeder, der nicht aus ihrer Welt stammte, fremd unter ihnen war. Paul standen sie in den ersten Monaten ablehnend gegenüber, sie erlaubten sich – in ihren Augen: kleine – Bosheiten, die für Paul lebensgefährlich waren. (So teilten sie ihm ein Pferd zu, das als Schläger bekannt war, was Paul nicht wußte. Er hatte Mühe, dem ersten Anschlag des sechsjährigen Hengstes in der kleinen Stallung zu entgehen.) Er versuchte sein Los zu tragen, nachdem er festgestellt hatte, daß die Hunsrücker auch ihren Vorgesetzten gegenüber immer Distanz hielten, sich nicht anbiederten, vielmehr im Umgang mit Offizieren und Unteroffizieren sehr schweigsam waren. Paul erlebte das schon am ersten Sonntagnachmittag seines Brotdorfaufenthaltes, als die Einheit zum Waffenappell herausgerufen wurde – eine Strafaktion, mit der Paul nichts zu tun hatte, weswegen er auch außerhalb des Gliedes stand. Die Männer reichten den kontrollierenden Unteroffizieren mit unbewegten Gesichtern die Karabiner, was seine Zeit brauchte. Bis es einem zu lang wurde. Ernst Krast hieß der Mann. Er begann seinen Karabiner durchzuladen, hob ihn dann und entsicherte ihn. Der Hauptwachtmeister begann zu brüllen, der Batteriechef, ein reaktivierter älterer Volksschullehrer, warf die Arme hoch. Da wiederholten fünf weitere Hunsrücker den Vorgang, den ihnen Ernst Krast vorexerziert hatte. Der Chef brüllte: Stillgestanden, weggetreten. Und alle trotteten in ihre Quartiere. Es ist später über den Vorgang nie gesprochen worden, keiner der Aufsässigen wurde zur Rechenschaft gezogen. Kein Wort davon im wöchentlichen Zustandsbericht der Truppe an die Abteilung. Für Paul war der Vorgang sehr lehrreich, und das in mehrfacher Hinsicht:

Er begriff den Unterschied zwischen Front und Etappe, zwischen Krieg und Nichtkrieg, was Waffentragen mit Munition (an der Front) und Waffentragen ohne Munition (Etappe) für die Lage der Abhängigen und Untergebenen bedeutete: die Relativierung von Befehl und Befehlsgewalt, und zwar immer dann, wenn sie seine, des Abhängigen Existenz leichtfertig gefährdete oder zu gefährden schien. Das war ihm vorher nicht so klar gewesen. Noch in Ostrowo hatte er sich gewundert, welche Aufregung geherrscht hatte, als nach einem Schießen mit scharfer (Karabiner-) Munition der Verbleib von Patronen nicht nachgewiesen werden konnte. Die Hektik konnte er sich nicht allein damit erklären, daß die Abrechnung des Waffen- und

Geräteunteroffiziers nicht stimmte. Vielmehr, die Balance, die Ponderation zwischen Führung und Geführten in einer Nichtfrontsituation war durch den »Verlust« der Munition betroffen oder gefährdet worden.

Das gefährliche Signal, das Ernst Krast an dem trüben Sonntagnachmittag vor der Brotdorfer Kirche gegeben hatte, war weder der Protest der Hunsrücker Bauern gegen einen Vertreter der »Spezialisten« noch ein Protest aus politischen Gründen. Es war die Abwehr eines Kujonierens und Drillens, welches die Würde und Selbsteinschätzung dieser gestandenen Hunsrückbauern verletzte und einen von ihnen veranlaßte, den Vorgesetzten zu zeigen, daß es für sie da Grenzen gab. Dazu taugte die geladene Waffe in der Hand des Mannes. Paul war später zeitweise davon überzeugt, daß die abgeschliffene Befehlsgewalt zwischen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften an der Front, in den Gräben, Unterständen und Bunkern mit ein Ergebnis der »Wehrfähigkeit«, des Sich-wehren-Könnens des einfachen Soldaten sei. Doch sah er ein, daß diese Erklärung nicht ausreichte für die menschliche Nähe zwischen Offizier und Mann an der Front.

Das Verhältnis zwischen den Hunsrückern und den »Spezialisten« in Brotdorf war in der Regel nicht schlecht. Es war auch nicht nur rein funktional. Die Hunsrücker nahmen sich Freiheiten heraus, wie sie Paul allenfalls Ende des Krieges wieder erlebte. So fuhr Tom Kragel, der Fahrer des Schmiedewagens der Abteilung, beim Requirieren von Hafer in den Saardörfern grundsätzlich nicht in Uniform. Einmal vom Regimentskommandeur auf der Landstraße gestellt, machte Kragel dem Oberstleutnant klar, daß ein Fahrer (Kutscher) in Wehrmachtsuniform einen Doppelzentnersack Hafer allein nicht stemmen könne. In der Kluft, die er trage, sei das kein Problem. Der Kommandeur ließ ihn laufen.

Das Interesse der Hunsrücker an den politisch-kriegerischen Ereignissen des Frühjahrs war fast Null. Der sowjetisch-finnische Friedensvertrag vom 12. März wurde von ihnen nicht registriert, desgleichen auch nicht die diplomatischen Aktivitäten der Amerikaner in Europa, ganz flüchtig nur die Besetzung Dänemarks und Norwegens. Ein einziger Name blieb für einige Zeit haften: Max Dietl, der Held von Narvik.

Die Hunsrücker hatten eigentlich mit diesem Krieg nichts zu tun: glaubten sie. Wenn sie nach ihrer Entlassung aus dem Wehrdienst wieder in ihren Dörfern lebten, den täglichen Arbeiten auf dem Hof und im Feld nachgingen, könnte ihnen der ganze Krieg gestohlen bleiben und die Politik und die Partei dazu (wenn sie auch – als alte Zentrumswähler erpreßt – alle Mitglieder von Ortsbauernschaften des Reichsnährstandes waren). Krieg, Partei und Politik war für sie Außenwelt, deren Stoßrichtung an ihrer Welt vorbeiging: glaubten sie. Und daran war etwas Wahres. Edgar Reitz hat das 45 Jahre später in seiner TV-Hunsrücksaga »Heimat« eindrucksvoll dargestellt.

Aber wenn auch die Männer unpolitisch waren, nicht einmal als angepaßt zu qualifizieren waren, weil schlechterdings zur Anpassung außerstande auf Grund ihrer Verwurzelung in einer der Partei unverständlichen alten Welt und obgleich die Kluft zwischen ihnen und den »Spezialisten« bis zur Herauslösung der Stabsbatterie aus dem Regiment im November 1940 bestehen blieb, gab es doch etwas, was sie alle miteinander verband (und nicht nur sie): das war der Wille zur Leistung und die Lust an der Effizienz. Was immer man dienstlich unternehmen mußte oder auf Grund eigener Entscheidung unternahm: die Sache mußte klappen, sie mußte unübertrefflich

klappen. Blieb einer der schweren Kastenwagen der Abteilung auf einer Übung im Morast stecken, gab es nur einen Mann, der den Karren mit Sicherheit herausholen würde: Tom Kragel mit seinen Pferden: Effizienz, Höchstleistungen im Sektorales, von Mannschaften und Offizieren gefordert und fast immer erbracht, ohne Einblick in die weiteren Ziele und strategischen Absichten der höheren Führung. Sie wurden um ihrer selbst willen erbracht, abgekoppelt vom Sinn und Zweck der Gesamtunternehmung. Sie wurden mit Bravour erbracht, solange sie Mittel zum sichtbaren Erfolg waren. (Auch dieses Phänomen bildete vierzig Jahre später das Thema eines Fernsehspiels: die Wannseekonferenz vom 20. 1. 1942, auf der die NS-Führung die Vernichtung der europäischen Juden beschloß. Die Lust an der perfekten Organisation und der Wille zur absoluten Effizienz verselbständigten sich dabei derart, daß die Frage, wozu Organisation und Apparatur dienen, darüber nahezu vergessen wurde – so die Interpretation des verantwortlichen Regisseurs.)

In den ersten Maitagen gingen die Brotdorfer Wochen zu Ende. Die Abteilung machte Stellungswechsel, nachdem die deutschen Truppen Holland und Belgien überrannt hatten. Neue Stellung war der große Wald zwischen Völklingen und Merlebach. Da die Führung nicht wußte, wann und ob Einsatz verlangt werde, lautete die Order: Dauerbiwak, was bedeutete, daß Wohn- und Verpflegungszelte regensicher zu bauen waren. Beim Bau von Sattelböcken stellten die drei der Einheit verbliebenen Althunsrücker fest, daß Paul mit einem ihrer Freunde aus Boitzen seit langem bekannt war. (Es war ein Schulkamerad Pauls.) Von diesem Zeitpunkt an war Paul von allen Diensten der Pferdepflege dispensiert. Als die Truppe am 14. Juni – fünf Wochen nach Beginn des Westfeldzuges – den Wald von Merlebach verließ, um durch die Maginotlinie durchzustoßen, machten sie ihm klar, daß er viel sicherer und angenehmer reiste, wenn er seine beiden Pferde ihnen übergäbe und die Fahrt nach dem Süden auf dem Kutschbock oder im Inneren eines Vorratswagens machte, wo sie ihm auch ein ordentliches Nachtlager bereiten könnten. Was dann auch geschah.

Der Vormarsch der Abteilung im Rücken zweier deutscher Angriffskeile bewegte sich von St. Avold über Pont-à-Mousson, Nancy, Lunéville, Epinal, Luxeuil-les-Bains, wo der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Deutschland bekanntgemacht wurde. Das war am 22. Juni. Das Regiment zog dann in den folgenden Tagen über Langres, Chaumont, St. Dizier, Troyes nach Mailly-le Camp. (Dieser Truppenübungsplatz diente damals als Gefangenenlager französischer Offiziere). Da die Verbände des Regiments in Mailly und Umgebung nicht angemessen unterzubringen waren (so hausten die Männer von Pauls Einheit eine Woche lang in einem evakuierten Bordell), wurde das Regiment zurückverlegt in den Raum St. Dizier (Marne). Pauls Stabsbatterie nahm Quartier in Sommevoire, wo sie bis zum 20. Oktober, also vier Monate lang, blieb.

Zu tun gab es für die Männer in dieser Zeit fast nichts. Sommevoire gehörte damals zu den verlassenen Dörfern Frankreichs, verlassen von der Bevölkerung nicht des Kriegs und seiner Gefahren, sondern der Unrentabilität der Böden und Höfe wegen. Viele Bauernhäuser verfallen, nur wenige Bewohner geblieben, Alteingesessene mit ein paar jungen Hilfskräften. Die Truppe war – stärker als auf dem Vormarsch – wieder reine Männergesellschaft. Sie mußte beschäftigt werden. Gewiß war – aus der Sicht der Führung – Besetzung und Besetzung des Feindeslands eine wichtige Aufgabe, aber das war – zumindest den Mannschaften – nicht bewußt. Da man nicht

den ganzen Tag lang Pferde und Geschirre putzen konnte, wurde Sport und Spiel in den Einheiten organisiert. Paul war mit von der Partie, wenn die Mannschaft der Stabsbatterie gegen andere Mannschaften anzutreten hatte. Im übrigen war es seine Aufgabe, für Abwechslung des eintönigen Speiseplanes der Stabsküche zu sorgen. Er allein war in der Lage, sich mit den Einheimischen in Sommevoire und den Nachbardörfern ausreichend zu verständigen. So fuhr er mit dem Kastenwagen regelmäßig zweimal in der Woche nach Montier-en-Der, um runde Obstkuchen, meist zwischen 80 und 100 Stück, vom Bäcker zu holen. (Alle Zutaten dafür hatte er anzuliefern.) Ebenso versorgte er die Männer mit Molkereiprodukten und Fleisch. Er war der Einkäufer der Einheit und damit privilegiert.

Dies und sein sportliches Können sollten ihm bald aus einer mißlichen Lage helfen. Paul war zur Wache abkommandiert in der ungünstigen Zeit zwischen 2 und 4 Uhr morgens. Die Wache war zu absolvieren durch Abschreiten der Dorfstraße in voller Länge des Straßendorfes hin und zurück, bei Verbot, die Straße zu verlassen. (Es war für den Wachhabenden, den Unteroffizier vom Dienst, den Offizier vom Dienst daher leicht, den Wachdienst zu kontrollieren.) Paul war in dieser Nacht eines langen, dichten Landregens nicht aufgelegt, den Dienst ordnungsgemäß zu leisten. Er verzog sich daher in eine Scheune, in der er bald einschief. Geweckt wurde er drei Stunden später vom Wachhabenden, der ihn wissen ließ, daß der Chef bei der Kontrolle ihn, Paul, nicht gefunden habe. Er solle sich um 9.00 Uhr feldmarschmäßig beim Chef zum Rapport melden. Paul stand also um 9 vor einem unausgeschlafenen Leutnant (er vertrat den abwesenden Einheitsführer). Dieser Leutnant Maschke sagte zu Paul (dem Sinne nach): Paul wisse, daß er sich eines schweren Vergehens schuldig gemacht habe. Denn noch bestünde Kriegsrecht. Würde er Paul dem Regiment wegen Wachvergehens in Feindesland melden, dann sei die Mindeststrafe für Paul Versetzung in eine Strafkompagnie. Das alles wäre mit Papierkrieg und Unruhe verbunden. Außerdem hätte eine Meldung nach oben zur Folge, daß Paul sowohl der Handballmannschaft wie der Fußballmannschaft der Einheit nicht mehr zur Verfügung stünde. Das sei weder ihm, Leutnant Maschke, noch der Mannschaft zuzumuten. Daher Schwamm über die Geschichte.

Am 20. 10. verließ die Stabsbatterie geschlossen, aber ohne die ihr affilierten Batterien, Sommevoire und schied damit aus dem alten Regimentsverband aus. Die Truppe fuhr nach Andernach, wo im Raum Andernach/Remagen ein neues Regiment aufgestellt werden sollte. Vom 1.-11. November war Paul auf seinem ersten Kriegsurlaub in seiner Heimatstadt Leipzig.

Hier bot sich ihm Gelegenheit, am Gottesdienst seiner Heimatpfarrei teilzunehmen, nachdem ihm und seinen durchwegs katholischen Kameraden der Stabsbatterie während der vier Monate Besatzungszeit in Ostfrankreich bei absoluter Waffenruhe nicht ein einzigesmal Gottesdienst von der bestehenden Wehrmachtsseelsorge der Division angeboten worden war. (Nach Ablauf von fast einem Jahr Soldatendienst hatte Paul ferner zu registrieren, daß er für die Zuständigen seiner alten Haus- und Klostersgemeinschaft offensichtlich nicht mehr existierte; er hatte während der elf Monate seit seinem Fortgang von Vaalen nicht eine einzige Post seiner früheren Oberen erhalten.)

Von Mitte November bis kurz vor Weihnachten war Paul beim Stab seines neuen Regiments in Andernach tätig. Die Tätigkeit beschränkte sich für ihn – gemeinsam

mit seinen AVT-Kollegen – auf die künstlerische Ausgestaltung eines kleinen Saales in einem Hotel am Rhein, des Raumes der Barbara- und Nikolausfeiern der Offiziere des Regiments. Untergebracht war Paul zunächst im Hause eines Papeterie-Händlers, später im Hause eines städtischen Beamten. Tagesabläufe und Lebenszuschnitt der Zivilbevölkerung unterschieden sich – sah man von der Pflicht zur Verdunkelung ab – kaum von den Zuständen vor dem Krieg.

Über Weihnachten bis Neujahr war Paul wieder in Leipzig. Auch hier eine fast friedensmäßige Atmosphäre. Kaum Gespräche über den Krieg. Wenig Interesse an der Luftschlacht um England (Coventry, Birmingham), den italienischen Experimenten in Nordafrika. Von einem Siegesrausch (nach den deutschen Erfolgen in Frankreich) konnte Paul in seiner Heimat nichts feststellen.

Vom 3. Januar 1941 bis Anfang Mai lebte Paul in Remagen. Dort wurde seine alte (neue) Stabsbatterie einquartiert. Zusammen mit einem Gefreiten verrichtete Paul, noch Kanonier-Soldat, Schreibstubendienste. Paul wohnte zunächst bei einem kinderlosen Ehepaar. Der Mann, ein korpulenter Anstreichermeister, glaubte sich beim Einheitsführer über Paul beschweren zu müssen. Seine Auslassungen ließen indessen erkennen, daß nicht Paul hinter seiner Frau, sondern seine Frau hinter Paul her war. Als der Chef Paul verhörte, erklärte dieser: seiner Ansicht nach lasse die intakte soziale Ordnung dieser Kleinstadt eine Erscheinung wie Potiphars Weib nicht zu. Trotzdem wurde er umquartiert. Er bezog die Mädchenkammer im Hause eines Bergassessors a. D., der damals – nahe der siebzig – wieder Dienst tun mußte und täglich von Remagen zur Zeche Knappsack bei Köln mit der Bahn zu fahren hatte. Seine Frau, eine schöne, stattliche Erscheinung, versorgte ihren Mann und Paul mit Liebe und Umsicht. Paul blieb in diesem gepflegten Heim bis zum erneuten Aufbruch der Truppe nach Frankreich. Er wurde wie ein Sohn des Hauses gehalten, stellvertretend für den an der Norwegenfront stehenden Sohn des Ehepaares, gewiß auch mit dem Hintergedanken, daß ihr Sohn im fremden Land nicht weniger wohlwollende Menschen antreffen möge wie der Kanonier aus Leipzig.

An den langen Abenden dieses Frühjahres – Remagen bot den Soldaten wenig Abwechslung – steckte Paul mit dem Hausherrn auf einer großen Afrikakarte die Tageserfolge Rommels ab. Hingegen wurden die Vormärsche der Engländer in Eritrea und Somalia von ihnen kaum beachtet. Eine gewisse Aufmerksamkeit erzwangen die Verwicklungen auf dem Balkan, Lists Einmarsch in Bulgarien, der Belgrader Putsch. Als die deutschen Divisionen dann Jugoslawien und Griechenland überrollten, schien der Hausherr zunächst besorgt, doch die Sorgen schwanden nach dem großen Erfolg der Wehrmacht auch auf diesem Feldzug.

Für Paul waren diese Kriegseignisse alle weit weg. Er erfuhr seine zweite Ausbildungszeit leichter und bequemer als die erste in Ostrowo und Brotdorf. Sonntags hatte er Recht auf Ausgang im Umkreis von 50 Kilometern, eine Entfernung, die ausreichte, um mit der Bahn von Remagen bis Köln-Süd zu fahren. Von dort war es nicht weit bis zur Oper. Er sah in der alten Kölner Oper Pfitzners *Palestrina* und Wagners *Parsifal* mit der unvergessenen Ruth Jost-Arden.

Der Dienst während der Monate März und April wurde bestimmt von Ausmärschen und Übungen der Truppe, meist im Abteilungsverband, in der nahen Eifel. Es waren in der Regel Tag- und Nachtübungen rund um die Uhr von vierundzwanzig Stunden Dauer. Aufbruch nach Mitternacht. Der Weg führte über Sinzig, Schloß Ahrental,

Königsfeld auf Schalkenbach oder Dedenbach zu. Die rund zwanzig Kilometer Weges wurden in vier Stunden zurückgelegt, dann – nach einer Pause – Gefechtsübung während des ganzen Tages. Rückmarsch bei Nacht. Obgleich alle Teilnehmer beritten oder bespannt waren, ging die Truppe über die Landstraßen häufig zu Fuß (Sorgfaltpflicht der Führung: Niemand sollte, weil übermüdet, aus dem Sattel oder vom Bock fallen). Das Ganze wiederholte sich während der acht Wochen gegen ein dutzendmal. Nach Rückkehr von der Übung schloß ein bescheidener Tagesdienst an. Er bestand in der Versorgung der Pferde und im Überholen von Waffen und Gerät.

Am 5. Mai, auf dem Tag genau, an welchem Paul vor einem Jahr Merzig-Brotdorf verlassen hatte, wurde die Stabsbatterie verladen, für die Mannschaften zunächst mit unbekanntem Ziel. Während der Fahrt stellte sich bald heraus, daß die Reise nach Frankreich ging. Das Regiment übernahm im Raume Auxerre (Département Yonne), 150 km südöstlich von Paris, im Norden Burgunds Besatzungsaufgaben, die mit einer weiteren Ausbildung verbunden waren. Pauls Einheit fand Unterkunft in Joigny.

Das Städtchen, beiderseits der Yonne gelegen und von etwa 7000 Einwohnern bewohnt, hat sein mittelalterliches Zentrum hoch über dem Nordufer des sehr breiten und träge dahinfließenden Flusses. Es wird überragt von den Kirchen St. Thibault (15. Jahrhundert) und St. Jean (16. Jahrhundert). Eine Brücke aus dem 18. Jahrhundert verbindet die Nordstadt mit der neueren Südstadt. Es ist die einzige Brücke zwischen Migenne-Laroche und St. Julien-du-Sault. Paul bezog Quartier im Hotel Duc du Bourgogne. Er hatte da ein Zimmer hinten hinaus mit Blick auf die wenige Meter breite rue Henri Bonnerot. Die Mannschaften waren in der großen Schule auf der anderen Flußseite untergebracht. Pferde und Geräte in dem alten Kasernenkomplex aus napoleonischer Zeit.

Bis Pauls Einheit in Joigny eingetroffen war und ihre Besatzungsaufgabe übernahm, übte ein sog. Landsturmregiment, Soldaten weit älter als 45, eine milde Herrschaft über die französische Zivilbevölkerung aus. Man tat sich gegenseitig nichts – von Résistance keine Spur. Fraternalisierungen waren (auf Grund der Sprachbarrieren) selten. Landser radebrechten französisch ausschließlich beim »Organisieren«. Es bestand für sie kein Verbot, französische Läden, Cafés und Restaurants zu betreten. Strandbad und Duschbad der Stadt waren ihnen zugänglich. Verglichen mit einquartierten Soldaten in Deutschland, unterschied sich ihre Situation allein dadurch, daß keine Privatquartiere zur Verfügung standen.

Der Dienst beschränkte sich wie in Brotdorf und Remagen auf Pflege und Unterhalt der Pferde und des Materials sowie auf Gefechtsübungen, verbunden mit ansteigenden Marschleistungen. Paul war fast immer von diesen Diensten entbunden, weil er Mitglied der Handballmannschaft der Abteilung war. Sie gewann während des Monats Mai die Regimentsmeisterschaft und hatte dann im Juni – meist im Pariser Prinzenparkstadion – gegen die Meistermannschaften der anderen Divisionsverbände anzutreten. Paul wohnte damals, wenn er in Paris war, in der Ecole Militaire. Stammplätze in der Handballmannschaft waren sehr begehrt, bedeuteten sie doch Auszeichnung und brachten Vorteile. Es kam zuweilen zu Disputen, wer der bessere Spieler, wer für die Mannschaft wertvoller sei. So versuchte der Chef von Pauls Einheit, ein junger Oberleutnant, Paul aus der Mannschaft zu verdrängen. (Paul war zusammen mit einem Obergefreiten der einzige Mannschaftsdienstgrad im Team). Doch ließen das seine Sportkameraden nicht zu. Der Einheitsführer »rächte« sich – menschlich

verständlich – dadurch, daß er Paul aus der Schreibstube verbannte und ihn zum Fahrer vom Bock machte. Paul mußte sein Hotelzimmer verlassen und Quartier in der Turnhalle der Schule nehmen. Als Grund der Veränderung wurde angegeben, Paul habe sich von Fenster zu Fenster (über der schmalen rue Henri Bonnerot) mit einem französischen Mädchen ungebührlich eingelassen. Niemand in der Einheit, auch nicht die Staboffiziere, glaubten das. Da aber der Positionswechsel für Paul fast ohne Bedeutung war – er hatte dauernd mit der Handballmannschaft anzutreten – intervenierte niemand.

Bevor das Regiment noch einmal nach Mailly-le-Camp zur Übung ausrückte – 120 km von Joigny entfernt –, wurde Paul aufgefordert, sich von einem Heerespsychologen prüfen zu lassen. Das Gespräch fand in der zweiten Julihälfte 1941 in der Kaserne am Quai des Dragons statt. Es war kurz und verlief wie folgt:

Heerespsychologe: Sie sind Abiturient und haben seit Ihrem Fronteinsatz dreimal an einer KOB-Prüfung teilgenommen (KOB = Kriegsoffiziersbewerber). Warum waren Sie bisher auf keinem Lehrgang in Jüterborg (Artillerieschule)?

Paul: Ich wurde bis jetzt nicht nach Jüterborg abkommandiert.

Heerespsychologe: Ja, weil Sie Ihrem Vorgesetzten erklärt haben, Sie seien an einem solchen Lehrgang nicht interessiert. Stimmt das?

Paul: Ja, das stimmt.

Heerespsychologe: Warum sind Sie an der Offizierslaufbahn nicht interessiert?

Paul: Ich möchte später auf Lebenszeit nach Übersee. Der Status des Offiziers erschwert die Durchführung dieses Planes. Außerdem lehne ich das System, dessen Abzeichen ich tragen muß, ab. Ich möchte nicht mehr als notwendig Komplize sein.

Dies waren die Fragen und Antworten. Danach trat eine Pause ein. Der uniformierte Heerespsychologe sah unbewegt auf seine beiden auf dem Tisch liegenden Hände. Paul fand die Stille sehr lang. (Vielleicht hat sie nicht einmal eine Minute gedauert.) Dann begann der Psychologe zu schreiben. Nicht lange. Stand auf, Paul ebenso. Der Psychologe grüßte, Paul grüßte zurück. Aus. Bis zum 8. Mai 1945 wurde Paul nicht wieder aufgefordert, Offizier der Deutschen Wehrmacht zu werden.

Nach der letzten viertägigen Gefechtsübung im Mailly-le-Camp wurde Paul mit einigen Kameraden zur Erntehilfe französischer Bauern im Raume Toucy abkommandiert. Eine Woche später erhielt das Kommando Befehl, sich in Richtung Bourges in Marsch zu setzen. Das war ein Weg von 120 Kilometern Länge. In Fussy, acht Kilometer nördlich von Bourges, traf Paul seine Einheit wieder. Da das Dorf über keine größeren Häuser verfügte, waren die Soldaten in Scheunen untergebracht. Paul erhielt Sonderstatus, wenn er auch Fahrer vom Bock blieb, oder gerade deswegen: Er hatte die Aufgabe, zweimal wöchentlich mit seinem Kastenwagen nach Bourges zu fahren. Erstes Ziel der Fahrt war die Spirituosenfabrik von Jean Monnin. Paul lernte in diesem Betrieb alle Erfindungen französischen Geistes kennen, soweit sie Alkohol betrafen. Er kaufte diese Produkte nicht nur für das Offizierskasino ein, sondern hatte auch die Aufgabe, als Schmecker und Koster für seine Vorgesetzten tätig zu werden. Die Ware, die er verladen ließ, wurde nicht requiriert, sondern nach geltender Preisliste in französischer Währung bezahlt. Außer dem Besuch der Firma Monnin hatte Paul weitere Besorgungen für Kameraden zu machen, meist handelte es sich um Papierwaren und Parfümeriewaren. Wenn er über die Route National 940 Asnières erreicht hatte und dann über die heutigen Avenuen Charles de Gaulle und du 11

Novembre bis zur rue Coursalon gefahren war, parkte er sein Gespann, gab in den verschiedenen Geschäften seine Bestellungen auf, zahlte sofort, fuhr dann weiter zu Monnin und holte auf dem Rückweg die Pakete und Päckchen ab. Die Verkäuferinnen kamen aus ihren Läden und legten sie ihm in den Wagen.

Paul wohnte in Fussy zusammen mit einem Unteroffizier in einem schloßähnlichen Anwesen. Es wurde bewohnt von der Familie eines Generals. Der Mann war nach dem deutsch-französischen Waffenstillstand vom Jahr zuvor aus dem Dienst entlassen worden. Er trug fast immer Uniform, wenn auch ohne militärische Rangabzeichen. Trafen Paul und sein Freund ihn im Garten, so grüßten sie ihn wie einen ihrer Vorgesetzten. Der General hat während der vier Wochen, welche die beiden deutschen Soldaten in seinem Haus verbrachten, nie ein Wort mit ihnen gewechselt.

Nicht so distanziert war seine Tochter, mit der Paul gewisse Regularien abzusprechen hatte. Ihr Mann, wie ihr Vater Offizier, war noch in Gefangenschaft (erklärte sie). Sie hatte drei Kinder, von denen sich die beiden älteren von Paul unbekümmert ansprechen ließen. Das jüngste lag noch in der Wiege.

Wenn Paul nicht unterwegs – in Bourges – war, hatte er viel Zeit. Die Spiele um den Pokal der Division waren nach Abzug des Regiments aus dem Raume Troyes nicht wiederaufgenommen worden. Sein Freund, der Unteroffizier, war Maler und stand die meiste Zeit vor seiner Staffelei hinterm Haus. Paul erging sich im Garten, häufig die Kinder der jungen Frau um sich. Es ergab sich fast zwangsläufig, daß er zum Babysitter avancierte, wenn die junge Frau ins Dorf gehen mußte und ihr Vater sich zurückgezogen hatte. Pauls neuer Sonderdienst blieb der Truppe nicht verborgen. Sein Einheitsführer, der Oberleutnant, hat ihm darob keine Fraternisierung vorgeworfen. Auch sonst in Stab und Batterie nahm niemand Anstoß.

#### FÜR MARIANNE

Mit den Wochen des Septembers 1941 in Fussy endete Pauls erster Feldzug oder, wie er die Zeit zwischen Dezember 1939 und Herbst 1941 genannt hat, seine erste Front. Zu ihr gehörte nach seinem eigenen Urteil der Wechsel von einer Sonderexistenz (Klosterschule Vaalen) in eine andere Sonderexistenz (Militär- und Wehrdienst). Der Wechsel fiel ihm anfangs nicht leicht, weil Pauls Konstitution für schwere Arbeit nicht ausreichend geübt war. Doch, wie der Bericht erkennen läßt, änderte sich das bald dank der Privilegien, die man Paul einräumte. Was die neue Existenzform von der in Vaalen unterschied, war das Fehlen jeglicher religiöser Erbauung – ich sollte wohl zur Vermeidung von Mißverständnissen besser von Auferbauung oder Erhalt des Glaubens sprechen. Es gab für diese weitgehend aus katholischen Christen bestehenden Einheiten, sobald sie aus dem Bereich des zivilen Lebens ausgeschlossen wurden oder ausgeschlossen werden mußten, weder Möglichkeiten zum Sakramentenempfang noch zur Teilnahme am Gottesdienst. Da Ausgangszeiten bzw. Kurzurlaube knapp bemessen waren – das galt auch für die Sonntage während der Wochen in Remagen und Andernach –, waren der privaten Initiative in dieser Hinsicht Grenzen gesetzt. Paul erinnert sich an einen Wehrmachtsgottesdienst in Merzig-Brotdorf, an drei oder vier (von ihm verstohlen besuchte) Gottesdienste in Remagen, den mehrmaligen Besuch von Notre-Dame (Paris) und St. Jean (Joigny) außerhalb der Gottesdienstzeiten. Sieht man also von den Möglichkeiten seiner beiden Leipziger Heimaturlaube ab, so wurde ihm innerhalb von 20 Monaten von der ordentlichen Wehrmachtsseelsorge

keine Teilnahme am Gottesdienst und Sakramentenempfang ermöglicht. Nicht nur ihm nicht, sondern auch seinen Kameraden nicht, denen der Stabsbatterie, denen der drei Batterien der Abteilung und denen der drei Abteilungen des Regiments nicht, das waren mindestens 800 Katholiken.

Ich erzähle Ihnen das nicht, um irgendwelche Dienststellen nachträglich anzuklagen. Das wäre nicht im Sinne Pauls, ich schreibe Ihnen das nur, weil Paul während der Frontjahre sich immer wieder Gedanken darüber gemacht hat, wer ihn – ja, so formulierte er das – sakramental stellvertretend gesichert habe, da er selbst dazu außerstande war. Vielleicht nehmen Sie an einer solchen Formulierung Anstoß, scheint sich doch hinter ihr ein gewisses Maß an Rechenhaftigkeit zu verbergen. Aber unabhängig davon bleibt die Tatsache, daß Paul die Frage solcher Stellvertretung immer wieder bewegt hat. In diesen ersten zwanzig Monaten Krieg, die Paul als Soldat und Kanonier erlebte – noch immer war er in Fussy einfacher Soldat –, gibt es eigentlich nur zwei seine Existenz bedrohende Situationen. Die eine ergibt sich aus seinem Wachvergehen in Sommevoire, die zweite als Ergebnis seiner Antwort auf die Fragen des Heerespsychologen in Joigny. Beide Situationen kamen nicht von außen, beide verursachte Paul selbst, beide waren vermeidbar. Wenn auch der Risikograd beider Situationen für Paul gleich groß gewesen sein mag, so unterscheiden sie sich doch im Hinblick auf die Reaktionen der beiden Vorgesetzten. Die Reaktion des Einheitsführers auf Pauls Wachvergehen ist militärisch unerlaubt, aber menschlich verständlich: der Mann will seine Ruhe haben, er will nicht, daß das Renommee der Einheit durch Pauls Entfernung (aus der Fußball- und Handballmannschaft) geschmälert wird. Und vor allem: Er mag Paul, er kennt ihn ja. Die Reaktion des Heerespsychologen ist gegen jede Erwartung. Nicht allein, daß er Paul nicht »hängen« läßt – Paul hätte bei einer Anzeige (Wehrkraftzersetzung) keine Chance gehabt, ungeschoren davonzukommen –, sondern er grüßt nach Pauls Antwort als erster. Ich habe Paul mehrmals gefragt, was er sich bei seiner Antwort eigentlich gedacht habe, das sei doch schiere Tollkühnheit gewesen, nicht Kühnheit, nicht Mut, eher Dummheit. Ich hätte recht, meinte er, wenn es eben nicht dieser Offizier gewesen wäre. Schon als er eintrat und er, Paul, das Gesicht des Mannes sah, wußte er, dem dürfe er sagen, was er denke.

Von diesen beiden Begegnungen abgesehen, was waren für Paul diese ersten anderthalb Jahre Krieg? Nach seinem eigenen Urteil: Zeiten des Nichtkriegs, Zeiten, zeitweilig jedenfalls, schöner als die Friedensjahre der Nazizeit. Für Sommevoire, Joigny und Fussy-Bourges gelte Et in Arcadia Ego: Heitere Welt des Friedens. Das war freilich nicht nur Ergebnis der Tatsache, daß Paul (und seine Kameraden) mit der zerstörerischen Kraft des Krieges – von zwei Tagen Vormarsch abgesehen – keine Bekanntschaft gemacht hatten. Sondern daß er (und seine Kameraden) das Kriegsgeschehen um sich herum als weit entfernt von sich erlebten, oder, was Paul durchaus für möglich hält, daß er dieses Geschehen entweder verdrängte (weil er mit dem Nazikrieg nichts zu tun haben wollte) oder nicht dazu in der Lage war – pathetisch gesagt –, die ganze Last des Krieges mitzutragen. Nein, er (und seine Kameraden) erfuhren sich ausgegrenzt vom großen militärischen Geschehen; der Krieg in Afrika und im Vorderen Orient berührte sie nicht, auch nicht der Vormarsch der deutschen Verbände in Rußland, noch der Kampf über England und die Schlachten auf den Meeren. Und da auch die feindlichen Luftangriffe auf deutsche Städte in Grenzen blieben, erreichte dieser Krieg nicht das Zentrum seines Bewußtseins.

Als ich ihn schließlich fragte, ob er nun endlich einen richtigen Nazi angetroffen habe, meinte er, angetroffen vielleicht, aber nicht kennengelernt. Das war kurz, bevor die Einheit Fussy verließ.

Ich muß Ihnen noch erklären, auf welchen Wegen wir korrespondierten. Es gab von Anfang des Krieges an eine in der Regel zuverlässig arbeitende Feldpost. Sie unterlag, weil Kriegsrecht herrschte, Kontrollen. Daher war es nicht ratsam, politische Urteile, die der Führung abträglich waren, den Feldpostbriefen anzuvertrauen. Paul hatte während seines zweiten Frankreichaufenthaltes (Joigny, Fussy) einen Melder gefunden, der unsere Post transportierte. Es war sein alter Stubenkamerad aus Ostrowo, der calvinische Pfarrer aus Frankfurt. Er arbeitete als Heeresdolmetscher in Frankreich und war viel unterwegs.

### *Krieg: Zweite Front*

Der zweite Kriegseinsatz, an dem Paul beteiligt war, war kein Feldzug wie der durch Ostfrankreich 1940. Sein Einsatz nannte sich offiziell Partisanenbekämpfung in Serbien. Es gab da keine Front. Wenn es zu sichtbaren Auseinandersetzungen kam, war es eher ein Gemetzel zu nennen im Sinne »gemeines Verbrechen« der Haager Landkriegsordnung vom 18. Oktober 1907.

Trotzdem nannte Paul diesen Einsatz seine zweite Front.

Am 20. September 1941 wurde Pauls Abteilung in Bourges verladen. Die Reise ging über Nevers, Moulins, Macon, Bourg in nördlicher Richtung bis Offenburg, dann über Regensburg, Wien, Budapest nach Ruma (am heutigen Autoput Zagreb-Belgrad). Sie dauerte sechs Tage. Noch am gleichen Tag der Entladung zog die Einheit über Jarak nach Šabač an der Save. Die Save war damals die Grenze zwischen dem seit dem 10. April 1941 bestehenden unabhängigen kroatischen Staat unter der Führung des mit Deutschland verbündeten Ante Pavelić und dem unter deutscher Militärverwaltung stehenden Serbien. (Die am 29. August 1941 gebildete serbische Regierung unter Milan Nedić war politisch ohne Bedeutung.)

Die serbische Region war anfangs von nur wenigen deutschen Truppenteilen besetzt. Daher fiel es serbischen Freischärlern nicht schwer, zunächst in Westserbien den Widerstand gegen die Deutschen zu organisieren und die Region nach und nach zu befreien. Ein Widerstandskämpfer war General Draža Mihajlović mit seinen Tschetniks, monarchisch-zentralistisch orientiert, ein Gegner von Pavelićs neuem Kroatien, gefördert von der in London sitzenden jugoslawischen Exilregierung. Ein weiterer Widerstandskämpfer war der Kroat Zozip Broz, genannt Tito, Kommunist, unterstützt von den Sowjets. Pauls Einheit wurde vom Oktober 41 bis Februar 42 gegen die Partisanen des Mihajlović eingesetzt. Die Existenz der Tito-Kämpfer war der deutschen Truppe bis zu diesem Zeitpunkt nicht bekannt.

In Šabac wurde nach kurzem Straßenkampf (eher Getümmel) am Abend die Kirche »erobert«. Die Tätlichkeiten erinnerten Paul an Demonstrationen und Schießereien um das Rathaus von Leipzig vor 1933, wenn die Stadtverordneten tagten. Was ihm auffiel, war, daß noch am gleichen Abend deutsche Soldaten ganze Häuserblocks von ihren Bewohnern räumten. Noch wußte er nicht, zu welchem Zwecke.

Am nächsten Tag zog die Truppe nach Petloviča, 20 km südwestlich von Šabac. Dort blieb man ca. 14 Tage, ohne recht zu wissen, was tun. Denn von Partisanen war weit

und breit nichts zu sehen. Paul war mit seinen Kameraden vom Vermessungstrupp auf einem Bauernhof einquartiert, dem der Großvater vorstand. Die Söhne waren – wie es hieß – noch nicht vom Kriegsdienst (April 41) entlassen. Die Schwiegertochter des Alten war mit ihren drei Kindern bei ihm – fast eine ähnliche Idylle wie vor einigen Tagen noch im fernen Fussy bei Bourges. Um den Hof weite überreife Maisfelder. Paul stellte schon am ersten Tag fest, daß niemand auf die Felder ging, um zu ernten. Auf einer Nachtwache bemerkte er zwei Männer, die sich mit dem Alten unterhielten. Dann wieder verschwanden. Er meldete nichts, fragte nur am nächsten Morgen den Bauern, wer ihn am Spätabend zuvor besucht habe. Es waren zwei seiner Söhne gewesen.

Nach vierzehn Tagen Wartedienst in Petlovića – Paul war wieder Vermesser – ging die Abteilung auf Šabac zurück, blieb dort zwei Tage und zog dann ins Gebirge über Varna, Tekeriš, Zavlaka nach Draginac, ca. 55 km südlich von Šabac. Das Wetter war herbstlich feucht und kühl geworden. In Draginac wurde biwakiert, die Pferde in den Höfen behelfsmäßig untergebracht. Die Stabsbatterie von Paul blieb da 48 Stunden. Die Männer hatten während dieser Zeit keine Dienste zu erfüllen; während der Nacht wurden keine Wachen gestellt. Das Dorf war von Verbänden und Panzern in einem Umkreis von 1,5 km von der Außenwelt abgeriegelt. Zentrum dieses blockierten Areals waren wenige hundert Meter unterhalb des Dorfes am Jadarfluß zwei lange Gruben von ca. 5 m Breite und 20 bis 30 m Länge. In diese Gruben hinein wurden an einem Nachmittag innerhalb von zweieinhalb Stunden ca. 500 bis 600 Männer (und eine Frau, die Lehrerin von Šabac) erschossen, Vernichtung von Geiseln auf Grund des geltenden »Führer«-Befehls, nach welchem für jeden umgebrachten deutschen Soldaten 100 Geiseln und für jeden von Franktireuren verwundeten Soldaten 50 Geiseln zu erschießen seien. Dieser Befehl wurde in Draginac an dem besagten Nachmittag in der zweiten Oktoberhälfte 1941 exakt ausgeführt.<sup>2</sup> Die Geiseln waren serbische Bauern, der jüngste ca. 15 Jahre, die ältesten – schwer abzuschätzen für Paul. Er hatte die Stallung verlassen, als er die ersten Salven klatschen hörte und gleich darauf die Sprechchöre der Geiseln (in deutscher Sprache): Wir lieben Adolf Hitler. Oben auf der Höhe sah er die Gruppen. Immer 40 bis 50 hatten vorzutreten aus der nach Hunderten zählenden Menschenmenge.

Die Vorgetretenen, auf der Höhe Stehenden, bekreuzigten sich in einem fort. Söhne umarmten ihre Väter, Enkel küßten die Großväter. Sie hatten zu warten, bis die vor ihnen an die Gruben Gegangenen in diesen verschwunden waren.

Als Paul kurze Zeit darauf ins Dorf zurückkam, sah er, wie die Kameraden einzeln aus den Höfen auf ihn zueilten. Aber sie sprachen ihn nicht an, sie fragten nicht, ihre Augen verrieten Angst und Entsetzen. Und sie verschwanden wieder in den Höfen, als

---

2 Die Erschießungen fanden vermutlich zwischen dem 18. und 20. Oktober statt, vgl. Zeitplan Vlado Strugar, Der jugoslawische Volksbefreiungskrieg 1941-1945 (Ostberlin 1969), fast gleichzeitig mit den Erschießungen von 7000 Serben in Kragujevac durch Einheiten der 704. und 714. Infanterie-Division. Johann Wuescht, Jugoslawien und das Dritte Reich (Stuttgart 1969), beruft sich auf Boris Karapandžik, daß nach dem 25. November Vergeltungsmaßnahmen der deutschen Wehrmacht in dieser Größenordnung nicht mehr vorgenommen worden seien. Nach dem Bericht des bevollmächtigten Generals in Serbien verloren die Aufständischen zwischen dem 1. September 1941 und dem 12. Februar 1942 7756 Gefallene und Erschossene, die Zahl der erschossenen Geiseln betrug im gleichen Zeitraum 20 149 (nach Wuescht, S. 197).

ob sie sich verkriechen wollten. So empfand es Paul. Er wurde dann für die nächsten zwei Stunden auf den Abteilungsgefechtsstand gerufen. Telefonwache. Kommandeur, Adjutant und Ordonnanzoffizier waren – so wurde ihm gesagt – unterwegs, nicht in Draginac. Er nahm es zur Kenntnis, war zu verwirrt, um sich einen Reim darauf zu machen. Als er zwei Stunden später abgelöst wurde, ging er die Dorfstraße zurück. Es war schon dunkel und kühl. Die Kameraden hatten in der Mitte der Hofplätze große Feuer angezündet. Einige waren damit beschäftigt, Jungen und Mädchen in Pirschniak und Opanken mit Brot, Wurst und Käse zu füttern. Ganz kleine hatten ihr Abendbrot schon hinter sich. Sie lagen in den Armen der Soldaten, die sie in den Schlaf sangen. Paul hörte »Die Mühle im Schwarzwald« – auf allen Höfen das gleiche Lied. Erst am nächsten Tag erfuhr er, daß die Kinder, die die Nacht bei den Kameraden verbracht hatten, Stunden zuvor ihre Väter durch das Exekutionskommando verloren hatten. Das geschah – wie erwähnt – in der zweiten Oktoberhälfte 1941 am Jadarfluss bei Draginac.

Danach zog der Verband über Osicena nach Valjevo bis Lajkovac/Lazarevac. Zu keinem Zeitpunkt waren Partisanen in Sicht. Das gilt auch für den Zug des Regiments am 25. November nach Uzice (dem heutigen Titovo Uzice), 72 Kilometer südlich von Valjevo. Paul wurde anfangs Dezember zu einem Reiterzug abkommandiert: 60 Berittene durchstreiften das Karstgebirge oberhalb des Skrapezflusses vierzehn Tage lang, lebten nur von Lammfleisch, Slibowitz und Zucker und entdeckten nicht einen Partisanen. Nur vereinzelt Frauen. Die Höfe waren alle verlassen. Paul wurde nach Weihnachten von der Teilnahme an den beiden Expeditionen nach Zwornik und Loznica entbunden, das einmal, weil er krank war, das anderemal hatte er Wachtmeister in Rechnen und Vermessen zu unterrichten. Er war immer noch Kanonier, noch nicht zum Gefreiten befördert.

Am 14./15. Januar 1942 verließen die Einheiten des Regiments den westserbischen Raum, zogen über Šabac nach dem kroatischen Rača, am nördlichen Saveufer gelegen. Hier wohnte Paul bei Mile und seiner Frau und deren Söhnen. Die Kinder hatten Weihnachten neue Lesebücher erhalten, mit Texten nicht in kyrillischen, sondern lateinischen Buchstaben. Die Kinder hatten sie noch nicht lesen gelernt, die Eltern, die nur kyrillische Zeichen zu lesen verstanden, konnten den Kindern nicht helfen. Also las Paul ihnen abends aus dem Lesebuch vor. Nicht gerade flüssig, aber er war der einzige in der Stube, der Lateinisch lesen konnte, und zugleich der einzige, der von dem, was er vorlas, kein Wort verstand.

Am 1. Februar wurden die Verbände der Division und des Regiments auf den Bahnhöfen von Ruma und Mitrovica verladen. Für keinen der Soldaten gab es einen Zweifel: es ging nach dem Osten.

#### FÜR MARIANNE

Die Erfahrungen, die Paul während der vier Monate Aufenthalt in Serbien gemacht hat, sind zeit seines Lebens für ihn von großer Bedeutung gewesen. Sie betreffen nicht nur ihn, sondern auch seine Kameraden, die Offiziere seiner Einheit, vor allem den Wahnsinn des »Führer«-Befehls oder den Zusammenhang zwischen Krieg und Verbrechen. Aber auch die Serben: ihre antideutschen Kampfverbände wie die einzelnen Serben, »Zivilisten«, denen Paul damals begegnet ist.

Ich will nicht alles wiederholen, was ich Ihnen schon vor zwanzig Jahren zum letzten Punkt: Pauls Begegnung mit der Familie Seljak in Petloviča berichtet habe. Paul trat in diese Familie ein auf Grund seiner Begegnung mit dem Enkel der Familie, dem damals neunjährigen Oresti. (Wie so häufig bei Paul: er überwand Blockaden und Barrieren dadurch, daß er – ohne Tricks – die Kinder der »Gegner« für sich gewann.)

Die Familie Seljak rettete ihm damals wahrscheinlich das Leben, er, Paul, verstieß gegen die Ordnung der Familie und machte sich so in den Augen des Großvaters schuldig. Orest wurde von diesem beauftragt, mit Paul abzurechnen, wenn es Zeit sei. Sie erinnern sich, wie die Geschichte nach dem Krieg in der Schweiz weiterging. Nur daran wollte ich erinnern: Pauls Verfehlung gegenüber den Seljaks hat nichts zu tun mit den Gruben von Draginac, auch wenn die drei Onkel des Orest: Mate, Prud und Dragutin in sie hineingeschossen wurden. Trotzdem nannte ich seinerzeit den Bericht über die Beziehungen zwischen dem Seljakenkel und Paul: »Mitten auf dem Platz« – »Medio Campi« nach den Annalen des Tacitus I, 61: Mitten auf dem Platz die bleichenden Knochen, zerstreut oder in Haufen, je nachdem die Soldaten die Flucht ergriffen oder Widerstand geleistet hatten. Daneben lagen die zerbrochenen Waffen und Pferdegerippe, zugleich sah man an den Baumstümpfen vorn angenagelte Menschenschädel.

Dies ist der Bericht des Tacitus über den Ort der Varusschlacht. Die Anlehnung an die Tacitusstelle ergab sich für mich aus der Vergleichbarkeit und Unvergleichbarkeit der beiden Orte und dem Verhalten der betroffenen staatlichen Repräsentanten zu diesen Plätzen. Der Ort der Varusschlacht wird fünf Jahre nach der vernichtenden Niederlage der römischen Legionen durch die Germanen vom Feldherrn Germanicus aufgesucht, der den Opfern an der Vernichtungsstätte die letzte Ehre erweist. (Ann 61: So ergriff denn den Caesar [Germanicus] das Verlangen, den Kriegern und ihrem Führer die letzten Ehren zu erweisen, da auch das ganze anwesende Heer in Jammerstimmung war wegen der Verwandten, Freunde und überhaupt wegen der Wechselfälle des Krieges und des menschlichen Schicksals.) Vladimir Dedijer, der die von Tito autorisierte Biographie des kommunistischen Partisanenführers und späteren Staatspräsidenten Jugoslawiens geschrieben hat, verliert dagegen kein Wort über die Opfer von Draginac<sup>2</sup> – keine Soldaten wie Varus' Legionäre, sondern wehrlose Opfer deutscher Todeskommandos, aber auch Opfer der Aktionen kommunistischer und nationalistischer serbischer Partisanen. Zehn Jahre nach dem Mord dieser Opfer zu gedenken – Dedijer hätte sich nichts vergeben, auch wenn die gemetzelt Bauern aus der Umgebung von Draginac keine Kommunisten gewesen sind. Vielleicht ist auch folgendes für Sie von Interesse: Pauls Verband suchte die Partisanen des Draža Mihajlović, Dedijer spricht nur von schweren Kämpfen zwischen seinen Partisanengruppen und dem aus Frankreich herangeführten Wehrmachtsverband, also Pauls Einheit. Paul hat zu keinem Zeitpunkt seines Aufenthaltes in Serbien etwas von offenen Kämpfen zwischen deutschen und serbischen Einheiten feststellen können, wohl aber, daß das Karstgebiet südöstlich von Valjevo im Dezember 1942 von Menschen fast entvölkert war.

Was aber die wichtigste Erfahrung jenes Oktobernachmittages in Draginac für Paul gewesen ist, war die Enthüllung des Zusammenhangs von Wahnsinn und Verbrechen,

---

3 Šabac, Mačva, Pocerina, Radjevina und Podgorica (nach Wuescht, S. 197).

die er hier durch die Exekutoren des nazistischen Systems erlebte. Paul ist während der Kriegsjahre in keinem der großen KZ-Vernichtungslager gewesen, nicht als Opfer, nicht als Handlanger der Verbrecher. Er wußte von der Existenz der Kzs (Dachau), er war als Vierzehnjähriger mit einem Schulkameraden durch das Lager Hohnstein im Elbsandsteingebirge, das erste provisorische KZ Sachsens, gekommen, wo die Stadtverordneten von Dresden, Leipzig und Chemnitz, nur Kommunisten und Sozialdemokraten, weder Klerus noch Adel – in Sicherheitshaft gehalten und im Straßenbau eingesetzt wurden. Gewiß nicht zu vergleichen mit dem, was nach 1945 über die Vernichtungslager bekannt geworden ist.

Insofern hatten die Vorgänge von Draginac, denen Paul und seine Kameraden als stumme Zeugen beiwohnen mußten, Wirkungen, die weit über Ablehnung und Abscheu des Systems (im üblichen politischen Sinne wie die Jahre zuvor) und seiner Promotoren und Verfechter hinausgingen. Paul war, als er mit seinen engsten Kameraden später auf dem Reiterzug im Karst erwog, ob man einem solchen System nicht schaden müsse, sich nicht bewußt, daß er sich mit seinen Kameraden bei »Vergeltungsaktionen« auf eben den gleichen Weg des Verbrechens begeben würde, der der Weg dieses Systems und seiner Helfer (auch in der Wehrmacht) war.

Die Draginac-Morde waren keine aus der Situation allein erklärbaren Taten, sie waren keine Impulshandlungen, sondern sie waren vorgeplant, so wie ein Historiker mir später erklärte: Man hatte schon zuvor in Šabac Gruben ausheben lassen und Juden hineingeschossen, eine – nach deutscher Überlegung – in den Augen der Einheimischen mißliebige und daher nicht ungerne gesehene auszuschaltende Konkurrenz. Das sind – Sie sind da gewiß mit mir einer Meinung – schon einigermaßen gespenstische Kombinationen.

Was waren das für Soldaten, die an den Gruben von Draginac Geiseln erschossen? Es waren Deutsche wie Paul und seine Kameraden. Was sie von Paul und seinen Kameraden unterschied, war eine Art Gewöhnung bei ihnen, den Gegner zu sehen, anzuvisieren und auf ihn abzudrücken. Das kannten Paul und seine Kameraden – bis zu diesem Zeitpunkt jedenfalls – nicht. Sie verletzten und töteten, wenn ihre Batterien Menschen trafen, immer so, daß sie selber nicht Augenzeugen ihres Zerstörungswerkes waren. Dies bedeutete – zumindest subjektiv – Entlastung, weniger moralisch als psychisch. Und da, wo nach Plan geschossen wurde, die Ergebnisse ihrer Tätigkeit einer exakten Beobachtung häufig entzogen blieben, gab es für sie die Möglichkeit, ungestraft »aussteigen«, sich der Aufgabe zu zerstören entziehen zu können. Der Rechner konnte dem Batterieoffizier, dem Zugführer, dem Richtkanonier Kommandos durchgeben, die, wenn sie ausgeführt waren, die Salven irgendwo im Gelände herunterkommen ließen. Die Daten konnten aber auch so verändert werden, daß durch ihre Exekution da zerstört wurde, wo gar nicht zerstört werden sollte. Paul hat mir versichert, das alles habe es gegeben – bei zunehmender Barbarisierung des Krieges in steigendem Maße.

Doch zurück zu den deutschen Todesschützen von Draginac. Waren sie Killer? Pauls Meinung war damals: Wenn diese deutschen Soldaten, die die serbischen Geiseln am Jadarfluß erschossen haben, keine Killer waren, dann gab es im Zweiten Weltkrieg keine Killer.

Vielleicht ist die Schlußfolgerung Pauls etwas voreilig. Sie erinnern sich gewiß der Kontroverse auf der EKD-Synode in Travemünde, wo einer der Teilnehmer

behauptete, der deutsche Soldat des Zweiten Weltkrieges sei ein Killer gewesen, was bei der Versammlung, lauter urteilsfähige, in jeder Hinsicht über dem Verdacht nationalistischer Denkart stehende Leute, einen solchen Protest auslöste, daß der Ankläger seine Behauptung (der deutsche Soldat sei ein Killer) öffentlich zurücknehmen mußte. Ich will jetzt nicht rasonieren, welche Folgerungen wir aus diesem Vorgang ziehen müssen im Hinblick auf Tötungsaktionen unserer militärischen Gegner (etwa im Falle der Bombardierung Dresdens am 13. 2. 45). Vermutlich wollten die Synodalen nur zum Ausdruck bringen, daß jede moralische Pauschalierung und Etikettierung der am Krieg direkt Beteiligten ungerecht und daher unzulässig ist. Eine solche Interpretation des Protests der Synodalen würde Paul vermutlich akzeptieren. Er hat es mir noch vor Kriegsende – er war im Januar 1945 noch einmal vier Wochen auf Urlaub – auseinandergesagt: Es gab deutsche Soldaten, die mit der Waffe in der Hand – im Feindesland – während der fünfeinhalb Jahre Krieg nicht einen einzigen Schuß abgegeben haben. Es gab deutsche Soldaten, die auf den militärischen Gegner befehlsgemäß geschossen haben, weil er – so lautete die Weisung – zu vernichten sei. Es gab deutsche Soldaten, die auf den militärischen Gegner schießen mußten, um ihr Leben und das Leben der Kameraden zu retten. Und es gab auch deutsche Soldaten, die während des ganzen Krieges nicht einen einzigen Vertreter des »Feindes« umgebracht haben, wohl aber Männer, die die gleiche Uniform trugen wie sie selbst. Aber alle diese Täter und Töter waren – so Paul – in der Regel keine Killer. Die in Draginac an den Gruben des Jadarflusses waren für Paul Killer. Es bleibt schließlich zu bedenken: Die Soldaten des Hinrichtungskommandos – schon das Wort Hinrichtung ist in diesem Zusammenhang irreführend, setzt doch Hinrichtung als Strafvollzugsform eine Straffindung und ein Urteil durch ein wie immer geartetes Gericht voraus: sei es ein ordentliches, ein fliegendes oder ein Standgericht: nichts davon in Draginac – die Mitglieder des Tötungskommandos also führten einen Befehl aus, dessen Verweigerung sie in größte Schwierigkeiten, unter Umständen in Lebensgefahr hätte bringen können. Das gilt natürlich auch für ihre Vorgesetzten, wenn diese gegen die Durchführung des »Führer«-Befehls protestiert hätten. Paul hat später bei seinem Vorgesetzten, als er ab Ende 43 als Regimentsgefechtsschreiber mit dem Regimentsadjutanten, einem besonnenen Hauptmann, zusammenarbeitete, nicht erfahren können, ob einer der durch den »Führer«-Befehl betroffenen Dienstränge bei der vorgesetzten Dienststelle protestiert habe. Der Hauptmann versicherte ihm nur, daß er als damaliger Abteilungsadjutant zusammen mit dem Kommandeur Draginac vor den Erschießungen verlassen habe, nicht aus Protest, sondern weil sie sich außerstande sahen, Zeugen des Verbrechens zu werden, ohne etwas dagegen unternehmen zu können. Die Mitglieder des Tötungspelotons, angenommen nach dem Krieg vor ein Gericht gestellt – so Paul –, hätten gewiß eine Berücksichtigung ihrer Zwangssituation als Abhängige, Befehlsausübende zu erwarten gehabt. Straffrei aber wären sie nicht ausgegangen, denn sie seien Töter, Killer, gewesen.

Tatsächlich hat Paul zu keinem Zeitpunkt nach dem Kriege gehört, daß die Verantwortlichen, die die Befehle, die Geiseln zu erschießen, weitergegeben haben, vor Gericht gestellt worden seien. Draginac hat nicht wie Marzabotto einen Fall Reder<sup>4</sup> zur Folge gehabt.

4 Gemeint ist SS-Sturmabführer Walter Reder.

Paul hat zu Ende des Krieges einige Ergebnisse schlimmster Greuelthaten zu Gesicht bekommen. Sie haben ihn nicht so beeindruckt wie die Geislerschießungen von Draginac. Sie und ich könnten vermuten, es habe da bei ihm eine gewisse Gewöhnung an das zunehmend Grausame des Krieges gegeben, Draginac sei der Anfang gewesen, der Schuß vorm Bug, der Paul fast umgeworfen hat. Vielleicht. Aber ich meine doch, daß für seine lebenslange seelische Verletztheit durch die Vorgänge von Draginac mitentscheidend gewesen ist, daß die drei Söhne des alten Großvaters vom Hofe in Petloviča mit in die Gruben hineingeschossen wurden, die Onkel des neunjährigen Orest, die Brüder von dessen Mutter, der er, Paul, wahrscheinlich sein Überleben damals in Serbien verdankt. Daß er also von den Gruben in Draginac nicht loskommen sollte, das ist meine Meinung, lag vor allem daran, daß er damals in gewisser Weise Angehörige mit verloren hat, um die er zu trauern hat, weil er ihrem Vater, ihrer Schwester und ihrem Neffen nahegestanden hatte. Was Paul widerfahren ist, hat mit Schuld, auf die Situation dieses Spätherbstes bezogen, im rechtlichen Sinne nichts zu tun. Paul spricht hier von einer Mitwisser- oder Augenzeugenschuld, weil er den Vorgang des Verbrechens mit eigenen Augen gesehen hat. Ich meine, wir sollten es Mitwissertrauer nennen: die Trauer derer, die dabei waren, eine Trauer, die nicht jenen vermittelbar ist, die nicht mit dabeigewesen sind, keine Augenzeugen waren. Und diese zeitlebens anhaltende Trauer läßt sich nicht verdrängen. Verdrängen läßt sich aus dem Zentrum des Menschen nur, was periphär zur Existenz des Menschen steht. Manchmal freilich, wir sollten das nicht bestreiten, hat diese Art Trauer die Qualität von Schuld.

Das wurde mir deutlich in dem Filmstreifen, den ein US-amerikanisches Regiment mit Handkameras von seinem Einzug im April 1945 in das KZ Mauthausen gedreht hat: Bilder, so unvorstellbar gespenstisch, jede menschliche Phantasie übersteigend, daß der Kommandeur der Einheit, ein Oberst, vierzig Jahre später nach seinen Eindrücken von damals befragt, mit Mühe nur die Tränen zurückhalten kann und die Welt anklagt, daß sie ihn in seiner Ohnmacht damals im Stich gelassen habe. (Die Amerikaner fanden in Mauthausen 700 KZ-Leichen vor, wie Holzscheite auf dem Hof gestapelt, 1500 weitere Häftlinge starben nach der Befreiung, weil die Amerikaner nicht in der Lage waren, die vom Tode Gezeichneten entsprechend zu ernähren.)

Solche Vorkommnisse werden von Menschen (sofern sie Menschen sind) nicht vergessen, nicht verdrängt. Die Erschütterung durch sie ist aber nicht übertragbar auf Personen, die Vergleichbares nicht mit eigenen Augen erlebt haben. Deren Erschütterung und Entsetzen durch Berichte und Bilder sind von einer anderen Art Tiefe, sie sind vor allem zeitlich begrenzt. Es gibt, was Schuld und Trauer solcher Art anlangt, keine Übernahmen, keine Lernprozesse von Generation zu Generation. Man darf die Jungen nicht schelten, wenn sie nicht bereit sind, die Trauer der Väter und Großväter mitzutragen. Versuchten sie es zu tun, sie könnten nur simulieren. (Das genau war letztlich das Problem des 43jährigen Österreicher Friedhelm Frischenschlager, als er den SS-Sturmabführer Reder zu übernehmen hatte, was mißlang).